

Bettina Heintz und Claudia Honegger Zum Strukturwandel weiblicher Widerstandsformen im 19. Jahrhundert

Vorbemerkung

Die Preisgabe des großen Strukturdurchblicks zugunsten kleiner Reisen ins Labyrinth von Alltag und Lebenswelt, die neuen sozialen Bewegungen und der unaufhaltsame Vormarsch der Frauen in die Schneehöhen der Wissenschaft haben auch in der Historiographie einen Perspektivenwechsel eingeleitet. Die Behandlung der Frauen als *majorité négligeable*, als von den Strudeln der Geschichte mitgeschwemmte ‚Gegenstände‘, ist einem akuten Interesse an ihrer historischen Präsenz gewichen. Über die schimärenhafte Gestalt eines bloßen Anhängsels schieben sich Bilder von produktiven Wesen und rebellischen Weibern, die ausgiebig gekeift und gekämpft, ihre Machtbereiche verteidigt und ihre Erdschwere lange Zeit bewahrt haben, aber auch von sanften Rebellinnen, die sich mit stiller Schläue neue Handlungsräume zu erschleichen wußten. Kurz, die Frau taucht vermehrt als handelndes Subjekt, als arbeitsames, widerspenstiges, listiges Geschöpf auf.

Diese schöne Entdeckung sollte allerdings nicht dazu verleiten, aus der Frau vorschnell ein autonom handlungsfähiges Subjekt zu machen – ein idealisches Postulat, dem bekanntlich Männer seit knapp zwei Jahrhunderten nur mit mäßigem Erfolg hinterherhecheln. Um also zu vermeiden, daß kühles Desinteresse oder warmherzige Opfertheorien einfach abgelöst werden durch die Überhöhung einer zweifelhaften Handlungstheorie in einen einzigen wilden Kampfmythos, der wenig mit der Einsicht in die Zwänge der Historie, aber viel mit Sehnsüchten nach Identifikationsfiguren zu tun hat, soll mit diesem Band versucht werden, die vielfältigen Bedingungen weiblicher Macht näher zu bestimmen, den verschlungenen Beziehungen zwischen objektiven Strukturen, kulturellen Deutungen, sozial verbindlichen Normen und Werten einerseits, weiblichen Handlungspotentialen, Mustern der Selbstwahrnehmung, konformem wie abweichendem Verhalten andererseits nachzugehen.

Dabei wird deutlich, daß handlungs- wie modernisierungstheoretische Verallgemeinerungen männlicher Provenienz (in Sachen Erkenntnis-

interesse wie ‚Untersuchungsobjekt‘) sich einer Geschichte der Frauen nicht einfach überstülpen lassen, sondern selbst dringend der Ergänzung bedürfen. Zwar hat sich die von Natalie Zemon Davis 1976 geäußerte Hoffnung¹, daß die historische Frauenforschung mit dazu beitragen möge, daß in fünf Jahren niemand mehr vorbehaltlos von ‚Renaissance- oder Besitzindividualismus‘ sprechen werde, kaum erfüllt – schon gar nicht in Deutschland –, aber die Vermutung, daß sozialwissenschaftliche Globalstatements auch aus geschlechtsnegierenden Gründen nicht so richtig greifen, hat sich zur theoretischen Malaise verdichtet: ‚Neuzeitlicher Individuierungsschub‘, ‚Trennung von Erwerbs- und Familienleben‘, ‚Entlastung des Haushalts von produktiven Funktionen‘ haben einen neuen Beigeschmack von Schablonenhaftigkeit angenommen, dem sich Familienhistoriker oder Demographen nicht länger entziehen können.

Auch sozialhistorische Untersuchungen vorindustrieller Gesellschaften sind in neuartige Gefilde vorgestoßen und haben mit ihrem Interesse an einer umgedrehten Perspektive, oft ohne es zu wollen, quasi en passant, scharenweise Frauen zutage gefördert, ohne deren massive Beteiligung es die heutzutage so beliebten sozialen Protestaktionen, Bewegungen und Träume nicht gegeben hätte. Frauen scheinen in Europa an allen bedeutenden diskontinuierlichen Formen kollektiver Aktion teilgenommen zu haben, von Bauernunruhen, Steuerrevolten bis zu Maschinenstürmereien und Brotunruhen. Gerade die Food riots, die Ende des 17. Jahrhunderts die Steuerrevolten als häufigste Protestform der Unterschichten ablösten, sind oft hauptsächlich oder ausschließlich von Familienmüttern angeführt worden.² Man hat sich eine Weile darüber gewundert und beginnt erst seit kurzem, die Bedingungen solcher Aktionen zu ergründen, diese traditionellen weiblichen Widerstandsformen mit der Stellung der Frau in der Familienwirtschaft in Zusammenhang zu bringen.

Bisherige Versuche, den Wandel der Hauptformen kollektiver Aktion in Westeuropa seit der frühen Neuzeit zu erfassen³, werfen ein eigenartiges Licht auf die weibliche Beteiligung: So waren Frauen qua Geschlecht oft die expliziten Trägerinnen der *konkurrierenden* Formen in den Charivaris⁴, qua Stellung in der Familienwirtschaft die treibende Kraft der eher *reaktiven* Hunger- und Brotunruhen, während es um sie merkwürdig still zu werden scheint, sobald sozialer Protest im 19. Jahrhundert *proaktive* Züge zur Durchsetzung neuer Ansprüche annimmt. Zwar läßt sich, äußerst vereinfachend, auch die organisierte Frauenbewegung dieser letzten Stufe zurechnen, dauern Hunger- und Brotunruhen auch noch im 19. Jahrhundert an⁵, aber der Eindruck einer vehementen Präsenz von Frauen in Volkserhebungen im Ancien Régime und ihrer zunehmenden Absenz in sozialen

Bewegungen und Protestaktionen des 19. Jahrhunderts läßt sich dadurch nicht verwischen.

Die in diesem Buch enthaltenen Aufsätze versuchen, diesen Eindruck zu nuancieren und zu erklären. Im ersten Teil werden Voraussetzungen und Ausdrucksweisen traditionaler weiblicher Widerstandsaktionen, deren Kontinuität, Umformung und Zerfall im Verlauf des 19. Jahrhunderts thematisiert. Zugleich wird an zwei Beispielen, der Französischen Revolution⁶ und der frühen englischen Arbeiterbewegung⁷, ein Mechanismus veranschaulicht, der auf neuartige Weise Frauen von sozialen Ereignissen und Bewegungen ausschloß. Zwar sind Frauen schon früher in Verkirchlichungs- resp. Formalisierungsphasen an den Rand von Bewegungen gedrängt worden, denen sie entscheidend zum Durchbruch verholfen hatten⁸, aber die ‚moderne‘ Verschränkung von gesellschaftlicher Klassen- und geschlechtlicher Kastenbildung scheint diese Tendenz wesentlich verstärkt, Frauen aus gemischten Gruppen überhaupt ausgeschlossen und so zur Bildung homosozialer Gegenöffentlichkeiten gezwungen zu haben.

Während Protestformen von Frauen aus den Unterschichten von der Geschichtswissenschaft vermehrt zur Kenntnis genommen werden, gelten ihr Frauen aus dem Bürgertum noch immer als nichthandelndes Zubehör. Die Studien im zweiten Teil dieses Bandes belegen jedoch, daß diese sich nicht ganz so widerstandslos in ihr modernes Schicksal fügten, wie gemeinhin angenommen wird. Veränderte Strukturbedingungen und neue Definitionen der Weiblichkeit verwehrten ihnen zwar den Zugang zu älteren Formen offener Widerständigkeit und kollektiver Aktion, doch sie entwickelten verborgene und individualistischere Strategien des Widerstandes, deren subversive Kraft nun nicht mehr einer Normverletzung, sondern eher einer Übererfüllung von Normen entstammt.

Nicht grundlos freilich fand die heimliche Rebellion bürgerlicher Frauen keine Beachtung. Solange sich die Widerstandsdiskussion vorwiegend am sozialen Protest orientiert und als Widerstandshandlungen nur kollektiv oder gar gewalttätig begangene Gesetzesbrüche gelten läßt⁹, muß ihr die individuelle, normkonforme Auflehnung bürgerlicher Frauen verborgen bleiben. Ein doppelnder Polizeiblick (anscheinend nicht unvereinbar mit einer auch unter hiesigen Zephyrforschern verbreiteten Heroisierung der Anderen Klassen, neuerdings auch Geschlechter) begrenzt zuweilen den Gesichtskreis und verleitet zu strukturblinden und geschlechtsspezifischen Verkürzungen.

Der historische Wandel weiblicher Widerstandsformen – von kollektivem Aufruhr zu getarnten, moralisierenden Strategien – läßt sich allerdings nur dann fassen, wenn der Widerstandsbegriff auf spontane, nicht unbedingt illegale Leistungsverweigerungen im Rahmen asym-

metrischer Herrschaftsbeziehungen ausgedehnt wird.¹⁰ Widerstand beginnt da, wo alltägliche Rollenerwartungen nicht mehr erfüllt werden; das Etikett ‚sozial‘ verdient er bereits dann, wenn sich individuelle Widerstandsakte zu einem massierten Phänomen verdichten. Widerstand reicht von individuellen Leistungsverweigerungen über nonkonformes und abweichendes Verhalten bis hin zu kollektiv artikuliertem Protest. Doch in welcher Form sich Widerstand äußert, ob offen rebellisch oder still verweigernd, ist nicht allein durch die zugrunde liegenden Spannungen bestimmt. In ihrem Aufsatz „Hidden Protest: The Channeling of Female Innovation and Resistance“ unterscheiden Richard Cloward und Frances Fox Piven treffend vier Determinanten: die strukturellen Spannungen, die Handlungspotentiale, das kulturelle System und die subjektive Situationsdeutung.¹¹ Denn widerständiges Verhalten kann zwar asozial sein, es ist aber niemals un-sozial. Die Gestalt, die es annimmt, ist abhängig von den Handlungsressourcen, die Individuen oder Gruppen zur Verfügung stehen, und es ist ebenso wie konformes Verhalten in einem System kultureller Normen und Werte verankert, das seine jeweilige Ausdrucksform prägt.

Der soziale und kulturelle Kontext, in den angepaßtes wie widerständiges Verhalten von Frauen im 19. Jahrhundert eingebettet ist, soll in diesem einleitenden Aufsatz noch eingehender erläutert werden: von den Inszenierungen des Geschlechterverhältnisses unter den Bedingungen von Familienwirtschaft und fortschreitender Industrialisierung bis zu den Systematisierungen der Geschlechtsrollen im Bürgertum. Die daran anschließenden neun Aufsätze veranschaulichen anhand von Detailuntersuchungen den Wandel weiblicher Handlungspotentiale und Widerstandsformen im 19. Jahrhundert. Sie machen zugleich deutlich, auf welche Quellen und methodischen Zugänge sich die neuere Frauenforschung stützt: auf statistische Daten bis hin zu Romanen und Briefen, von der Demographie bis zur Religionsgeschichte.

Die Brüche zwischen den einzelnen Aufsätzen verweisen auf Forschungslücken oder unsere Ignoranz, aber auch der Zufall dürfte bei der Auswahl eine Rolle gespielt haben. Bei näherem Zusehen zeigt freilich gerade dieser Zufall systematische Züge: so konzentrieren sich die Studien über traditionale Aktionsformen in und über Frankreich, verschlingen sich Industrialisierung, Puritanismus und neue Handlungsstrategien im Bürgertum des 19. Jahrhunderts zu einem Knäuel, das aufzulösen wiederum vor allem von einer angelsächsischen Frauenforschung versucht wird, während Deutschland eigentümlich brach liegt.

Wir werden diese Fäden nicht alle entwirren können, möchten aber

darauf hinweisen, daß wir die Protestantische Ethik häufiger gewittert haben, als vielleicht deutlich wird. Wir sind uns zudem der Verfälschungen und Verkürzungen bewußt, die Überlegungen über ‚die Bäuerin, ‚die‘ Arbeiterfrau, ‚die‘ Bürgerin anhaften und die durch die Sprünge über Grenzen und Meere nicht eben gemildert werden.

1. Traditionale Aktionsformen und deren Zerfall

Meist heimlich, indirekt und über informelle Kanäle ausgetragene Rivalitäten und Machtkämpfe zwischen den voneinander wechselseitig abhängigen Geschlechtern, eine soziale Anerkennung der produktiven Tätigkeiten der Frau, zudem ein hohes Maß weiblicher Beteiligung an kollektiven Protestaktionen scheinen charakteristisch zu sein für traditionale ländliche Gemeinschaften. Agrarische und (proto)industrielle Revolution, der Niedergang der Familienwirtschaft, Verstädterung und Proletarisierung haben mit bedeutenden geographischen und zeitlichen Verschiebungen diese Verhaltensmuster modifiziert oder zerstört.

Im Gegensatz zu älteren Untersuchungen, die sich vor allem auf das Elend der Fabrikarbeiterinnen konzentrierten, im Gegensatz auch zu neueren sozialgeschichtlichen Ansätzen¹², welche die emanzipatorische Wirkung von industrieller Revolution und Urbanisierung auf die Frauen hervorgehoben haben, betonen Joan Scott und Louise A. Tilly in ihrer in diesen Sammelband aufgenommenen Studie über *Familienökonomie und Industrialisierung in Europa* eher die Kontinuität weiblicher und familialer Einstellungen im 19. Jahrhundert.¹³ Im Anschluß an die Pionierarbeit von Ivy Pinchbeck¹⁴ über die Auswirkungen der Industrialisierung auf die weiblichen Lebens- und Arbeitsbedingungen in England analysieren die Autorinnen in komparativer Absicht weibliche familienbezogene Anpassungsstrategien, wobei sich ihre Ausführungen zur Hauptsache auf die unverheirateten Frauen, die Töchter, beziehen. Solange es irgend möglich war, versuchten Familien, die neuen Gelegenheiten in Übereinstimmung mit der traditionellen Ansicht über die Selbstverständlichkeit kindlicher und weiblicher Beteiligung an der Familienwirtschaft zu nutzen. Dies war oft und in zunehmendem Maße nur durch hohe Anpassungsfähigkeit, Innovationsbereitschaft gegenüber technologischen Neuerungen, wachsende Mobilität und Selbstaussbeutung möglich – Merkmale eines Arbeitsverhaltens, die schließlich mit zur Erschütterung des ökonomischen Familienverbandes beitrugen, den aufrechtzuerhalten die Hauptintention war. Eine solche Deutung der familienbezogenen

Strategien weiblichen Handelns, in der Strukturzwänge unter der Hand zu Wünschen der Töchter geraten, hat freilich die Tendenz, objektive Bedingungen in einem familiären Romantizismus zu eskamotieren. Auch ist es fraglich, ob sowohl ländliche wie städtisch-proletarische Schichten so gänzlich abgeschottet von der allmählichen Verbreitung bürgerlicher Familien- und Frauenbilder betrachtet werden können.¹⁵ Durch die agrarische Revolution ist auch die Bauernschaft stark in sich differenziert worden, und zumindest die reicheren Bauersfrauen und -töchter haben Teile des bürgerlichen Verhaltenskodex assimiliert.¹⁶ Pfarrer Bitzios etwa beklagt um die Jahrhundertmitte, daß schweizerische Bauerstöchter ‚vornehme Zicken‘ ausgebildet hätten, vom Welschlandaufenthalt geprägte Gelüste nach Müßiggang, schöner Lektüre und seidenen Spitzen.¹⁷

Gleichwohl gibt es, zumindest für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, zahlreiche Hinweise auf die Resistenz traditionellen Verhaltens auch unter stark veränderten Umständen. So durchstreifen die *ménagères*, von denen Michelle Perrot¹⁸ in ihrem Essay *Rebellische Weiber* berichtet, die Stadt Paris wie einst Feld und Wald und kämpfen unter zunehmend ungünstigeren Bedingungen um die Aufrechterhaltung alter Muster. Mit enormer Erfindungsgebe versuchen sie, ihrer angestammten ökonomischen Funktion als ‚Hausfrau‘ – ohne Haus, Garten oder sonstige primärwirtschaftliche Basis – gerecht zu werden, setzen wie früher in den bäuerlichen Widerstandsaktionen den rechtlosen und daher verantwortungsfreien Status ihres Geschlechts taktisch ein – nur bekämpfen und überlisten sie nun nicht länger Feudalherren, sondern preistreibende Händler, Mietwucherer oder deren Stellvertreter, die Polizei. Ihre Macht und Widerspenstigkeit beruhen noch immer auf der Kontrolle und Beschaffung familiärer Ressourcen (von der Verwaltung des männlichen Lohns über billige Einkäufe bis zu einer wenn auch kärglichen Vorratshaltung) und auf informellen weiblichen Netzen der Solidarität und Meinungsbildung, die in verwandtschaftlichen, ethnischen oder nachbarschaftlichen Beziehungen und Traditionen gründen.

Freilich sollten auch hier Vorformen der Mythenbildung über ‚die‘ Frau aus ‚dem‘ Volk tunlichst vermieden oder als solche gekennzeichnet werden. Zu der Zeit, als Perrots kräftige Familienmütter die Pariser Faubourgs, Märkte und Hinterhöfe unsicher machen oder gegen die Sanierung der Waschkähe auf der Seine protestieren, leben und arbeiten viele Frauen unter weniger idyllischen Bedingungen als Dienstmädchen oder Näherinnen. Und einige dieser Lohnarbeiterrinnen streben nicht nur nach dem Luxusleben ihrer Herrinnen, sondern träumen von einer politischen, geistigen und erotischen Befreiung der Frau, von jener *femme libre*¹⁹, deren Konturen sich von

den verratenen Idealen der Französischen Revolution, nicht von den Residuen bäuerlicher Familienwirtschaft herleiten.

Olwen Huftons Aufsatz *Weiblicher Alltag. Die Schattenseite der Französischen Revolution*, zeigt, wie schmerzlich und widersprüchlich gerade die Erfahrung der Unterschichtsfrauen mit dieser Revolution gewesen sein muß. Durchaus dem alten Schema der weiblichen Rolle in traditionellen Widerstandsaktionen und in den Hungerunruhen des 18. Jahrhunderts folgend, haben sich Mütter, Töchter und Frauen der Sansculotten zunächst vehement und unter Einsetzung ihres Lebens an den revolutionären Ereignissen beteiligt. Während die *Clubs des femmes* ihrer bessersituierten Schwestern verboten wurden, dämpften nicht nur der Ausschluß von den sozialen Anlässen der Revolution, sondern auch Hunger und Elend, von denen sie und ihre kleinen Kinder am stärksten betroffen waren, ihre anfängliche Begeisterung. In ihre Leiber hatten sich bereits die Folgen von Krieg und Hungersnot, Amenorrhö und Totgeburten, eingeschrieben, als sich viele demoralisiert und reuevoll wieder den Predigten und Absolutionen zurückgekehrter Eidverweigerer zuwandten. Gerade die traditionelle Familienbezogenheit dieser Frauen, der sie ihre Stärke verdankten, dürfte dazu beigetragen haben, daß sie angesichts des physischen und ökonomischen Zerfalls ihrer Familien eine zuvor geschmähte und verhaßte katholische Kirche wiederbelebten, die zumindest in ritueller Beschwörung Würde und Fortbestand der Familie zu garantieren schien. Außer diesen Riten war ihnen wenig geblieben. Und auch der *Code civil* sollte mit der Restaurierung eines neuen Patriarchalismus auf keineswegs nur rituelle Weise in den Beschwörungschor einstimmen – und so auch ‚modernere‘ Frauen um ihre revolutionären Hoffnungen betrügen. Mirabeaus Diktum, daß es ohne Beteiligung und Einmischung der Frauen keine wahre Revolution gebe, verdient den einschränkenden Kommentar: „So denken die Männer, wenn Revolutionen beginnen; das bedeutet nicht, daß sie denen irgend etwas schuldig zu sein glauben, die ihnen geholfen haben.“²⁰

Auch an der frühen Arbeiterbewegung haben Frauen am Anfang relativ gleichberechtigt, jedenfalls aber tatkräftig und öffentlich mitgewirkt. *Spurensicherung*, eine Fallstudie von Dorothy Thompson über die Beteiligung der Frauen am englischen Chartismus²¹, zeigt, wie die Frau als aktive Mitstreiterin, die auf der Straße und in den Pubs Seite an Seite mit den Männern kämpft, debattiert und trinkt, allmählich abgelöst wird vom Idealbild der guten Arbeitergattin und Mutter, die zu Hause bleibt, vom Lohn des Mannes lebt, ihn umsorgt und aufrichtet, nicht nur gottgefällige, sondern zudem klassenbewußte Kinder heranzieht – ein Idealbild, das selbst in England erst viel später und nur von einer Arbeiteraristokratie erreicht werden konnte. Aber

es brachte mit sich, daß viele Frauen die Arbeiterbewegung bald nur noch von Bällen und Weihnachtsfeiern oder aber von den Streikauswirkungen auf den Kochtopf her kannten. In England (und Amerika) haben die sich organisierenden Arbeiter früher und protestantisch gründlicher als andere das bürgerliche Frauenbild übernommen: Jedenfalls stehen nach 1850 Frauen nur mehr am Rande der englischen Arbeiterbewegung, und insbesondere die Gewerkschaften vertreten nicht ohne Pathos das proletarische Pendant zur bürgerlichen Heimidylle. Konnte schon im unteren Bürgertum der Häuslichkeitskult oft nur durch allerlei Schliche – von verschwiegene Einsparungen an Speisezettel und Personal über grotesk-fiktive Inszenierungen von Repräsentation bis zu heimlicher Frauenlohnarbeit – gepflegt werden, so mußte er für die meisten Arbeiterfrauen schlicht irrealer Züge annehmen. Selbst im Bürgertum führte der Familienkult zu einer Kluft zwischen Idealität und Wirklichkeit, die Frauen häufig durch Fremd- und Selbsttäuschungsmanöver zu überbrücken suchten.

Um vorschnellen Verallgemeinerungen, simplen Linearitäten und verkürzten Interdependenzen vorzubeugen, werden im folgenden die wichtigsten Veränderungen im Handlungsspielraum von Frauen in Abhängigkeit von den kulturell dominanten Inszenierungen des Geschlechterverhältnisses und deren sozioökonomischen Determinanten skizziert.

2. Inszenierungen des Geschlechterverhältnisses: Bedingungen und Folgen

2.1 Familienwirtschaft

Frauen haben unter den Bedingungen bäuerlicher Familienwirtschaft mehr Macht und Einfluß, als die öffentliche Zurschaustellung männlicher Dominanz und Herrschaft erwarten ließe. Grundlage ihrer Macht ist die zentrale Funktion der Frau in der Familienökonomie, die Eigenverantwortung für Haus, Vorratshaltung, Garten, häufig auch für Kleinvieh und/oder Milchwirtschaft.²² Daneben finden sich vielfältige Formen informeller Macht und Einflußchancen: vom latenten Druck einer (mehr oder weniger segregierten) weiblichen Gegenöffentlichkeit bis zu direkten Pressionen auf kollektive Meinungen und Entscheidungen. Weibliche Macht in agrarischen Zusammenhängen beruht also auf Produktion und direkter Kontrolle lebensnotwendiger Ressourcen sowie auf einer indirekten Steuerung sozial relevanter Entscheidungen. Dagegen gerät die gesellschaftlich allein sicht-

bare und faktisch approbierte Vormacht der Männer eigentümlich ‚symbolisch‘. Das soziale Prestige der Männer scheint allerdings von den Frauen selten direkt in Frage gestellt zu werden. Susan Rogers hat die Form der kulturellen Inszenierungen des Geschlechterverhältnisses unter familienwirtschaftlichen Bedingungen als kollektives Ausagieren eines ‚Mythos‘ männlicher Vorherrschaft umschrieben:

„In agrarischen Gesellschaften wird ein nichthierarchisches Machtverhältnis zwischen den Kategorien des ‚Männlichen‘ und des ‚Weiblichen‘ durch das Ausagieren eines ‚Mythos‘ männlicher Vorherrschaft aufrecht erhalten. [...] Dieser ‚Mythos‘ [...] findet seinen Ausdruck in verschiedenen Formen der Ehrerbietung und Unterwerfung der Frauen gegenüber den Männern *in der Öffentlichkeit* sowie in der männlichen Monopolisierung der sozial angesehenen Positionen und Vollmachten.“²³

Die Dominanz der Männer ist formal zementiert und trägt dennoch ‚mythische‘ Züge. Solange nämlich die gegenseitige Abhängigkeit der Geschlechter im Alltag faktisch gleich stark ist, kann ein ‚Macht-Prestige-Spiel‘ funktionieren, das – als Modell entworfen – auf fünf Komponenten beruht: 1. der Assoziation der Frau mit Hauswirtschaft; 2. der ökonomischen und gesellschaftlichen Bedeutung der Hauswirtschaft; 3. der wichtigen Funktion informeller Beziehungen im Alltag (diese drei Komponenten sichern den Frauen eine bestimmte Form von Macht zu); 4. der juristischen und formalen Vorrangstellung der Männer; 5. dem sozialen Ansehen ihrer außerhäuslichen Aktivitäten (diese beiden Komponenten sind die Grundlage einer bestimmten Art männlicher Vorherrschaft). Zusammenfassend lassen sich männliche und weibliche Macht in folgenden Dualen beschreiben: formell/informell, de jure/de facto; direkt/indirekt; offen/verdeckt; und manchmal auch natürlich/übernatürlich.

Diese modellartige Erklärungsskizze geschlechtsspezifischer Machtverteilung in der bäuerlichen Familienwirtschaft erlaubt zudem (wie weiter unten ausgeführt wird) eine Dimensionierung des Einflusses sozialen Wandels nach Maßgabe der einzelnen Komponenten: So scheint eine Funktionsminderung vor allem der letzten Komponente unter heimindustriellen Bedingungen dazu geführt zu haben, daß das Ausagieren des ‚Mythos‘ nachließ und die Macht der Frauen offener zutage trat, während dagegen fortschreitende Industrialisierung und Verstädterung mit beträchtlichen räumlichen und zeitlichen Unterschieden zu Veränderungen der Komponenten und ihres Zusammenspiels führten und die damit realer werdende männliche Vorherrschaft in städtischen Mittel- und Unterschichten mit erklären helfen. Diese objektiven Strukturveränderungen wirkten zwar alle tendenziell in einer Richtung, die aus dem ‚Mythos‘ eine ‚Realität‘ werden ließ, aber der objektive und subjektive Druck dieser Herrschafts-

wirklichkeit war nicht nur schichtspezifisch, sondern auch regional und national sehr verschieden.

Unter familienwirtschaftlichen Bedingungen war die formale Position der Frau eine der absoluten Abhängigkeit; im Rahmen ihres Lebenszusammenhangs jedoch war jeder Bauer mindestens ebenso abhängig von seiner Frau wie diese von ihm: „Es ist an einer Frau grausam viel gelegen, man glaubt es kaum.“²⁴ Wechselseitige Abhängigkeiten und eine relativ ausgewogene Verteilung struktureller Macht führten denn auch mit schöner Regelmäßigkeit zu Rivalitäten und Konflikten zwischen den Geschlechtern sowohl im Haus wie in der dörflichen Gemeinschaft. Neben dem manchmal recht handgreiflich ausgetragenen ‚Kampf um die Hosen‘ gab es zahllose Pfade und ‚Schliche, welche Frauen nutzten, um als einzelne oder in Gruppen divergierende Interessen durchzusetzen. Dem sozialen Konsens über die männliche Vormachtstellung und Repräsentationsverpflichtung stand durchaus die implizite Anerkennung eines heimlichen ‚Weiberregiments‘ (Gotthelf) gegenüber. Obleich Frauen von öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen wurden, hatten sie doch meist eine sehr dezidierte Ansicht von den Dingen, die sie häufig zu einer kollektiven Meinung und Strategie zusammenzurren konnten. Und so dürfte es denn auf manch einer gewichtigen Zusammenkunft im Dorf nicht viel anders zugegangen sein als auf der, die Gotthelf in humoristischer Überzeichnung so geschildert hat:

„Es war jeder Mann eigentlich nichts als das Mundloch seiner Frau und hatte seine bestimmten Instruktionen, und kam etwas Neues, so durfte er es nicht anders als ad referendum nehmen und seinem Weibe vortragen.“²⁵

Gotthelfs Werke sind voller Anspielungen auf die Derbheit und Stärke der Frauen, ihre gemeinsamen Interessen, vor allem aber ihre heimliche, ‚gesetzlose‘ Macht. Kaum ein Bauer, der sich nicht vor der Despotin zu Hause fürchtete. In *Die Käseerei in der Vohfreude* hat Gotthelf ein für die Agrargeschichte der Frauen zentrales Faktum beschrieben: durch Zentralisierung (und Industrialisierung) der Käseereien verloren sie mancherorts die Kontrolle über die Milchwirtschaft.²⁶ Freilich ist seine große humoristische Dichtung über den Kampf um die Käseerei in der Vohfreude auch die sarkastische Beschwörung einer gefährdeten Idylle gegen die ‚Degenerationserscheinungen‘ der Achtundvierziger Revolution. Daher versucht er, seine gewitzten Bäuerinnen und deren Regiment von den bloß ‚äußerlichen‘ Emanzipationsbestrebungen der Städterinnen abzugrenzen:

„Des Weibes Bedeutung scheint gesetzlich nicht beträchtlich, und es ist recht so; das Weib ist nicht gesetzlicher Natur. [...] Des Weibes Macht und Herrschaft liegt im Gemüte, und dieses Gemüt ist unter kein Gesetz zu tun, es ist

kein äußerliches, und seine Macht ist eben deswegen groß, weil kein Gesetz sie begrenzen kann. Sie streitet nicht mit den Waffen des Mannes, mit Wort und Schwert um Land und Gut; mit dem Säuseln, in welchem der Prophet Gott erkannt, gewinnt sie die Gemüter, über diese herrscht sie, diese kämpfen für sie. Man spricht viel und verächtlich von Weiberregiment, da weiß man nicht, was man spricht; wo rechte Weiber sind, ist dies Regiment überall. Das kennen freilich nicht alle, und wenn sie verächtlich von einem solchen Regimente sprechen, so werden sie bloß das meinen, welches äußerlich wird, die Stelle des Mannes einnimmt und sich in Dinge mischt, die nicht des Weibes Amt sind. Dieses Regiment ist allerdings bald lächerlich, bald verächtlich, wenn es nicht durch die Not oder des Mannes Untüchtigkeit geboten ist. Es ist dies das Regiment, welches die ausgearteten Weiber dieser Zeit in Berlin und Paris und sonst noch wo ansprechen und welches sie Emanzipation nennen und Zigarren dazu rauchen.“²⁷

Nicht als unschuldiger Kommentator des Weltlaufs, sondern als engagierter Beteiligter versucht Gotthelf also, die ‚gesunden‘ Machtkämpfe im Emmental gegen die abstrakten Gleichheitsanmaßungen der eben nicht mehr ganz so fernen Damen der Städte in Schutz zu nehmen. Dennoch wäre es verfehlt, ihn ob dieser unverhohlenen Programmatik als aufrechten Chronisten des bäuerlichen Alltags einfach zurückzuweisen. Trotz ihrer politisch-pädagogisch-seelsorgerischen Stoßrichtung klingen seine Schilderungen in so vielen anthropologischen und volkskundlichen Untersuchungen nach, daß ihnen ein gewisser Realitätsgehalt schwerlich abgesprochen werden kann. Seine Beobachtungen zeigen auch eine erstaunliche Nähe zu den Erzählungen einer heutigen Bäuerin aus dem Toggenburg, deren objektiver und subjektiver Lebenszusammenhang sie in manchem zum ‚zeitlosen‘ Typ ‚der‘ Bäuerin macht – wobei wir redlichst auf die Mythenpartikel hinweisen, die in einer solchen anachronistischen Stilisierung enthalten sind, die wir aber im Sinne unserer kleinen ‚Reise ins Land der bäuerlichen Utopie‘ einfach mal durchgehen lassen möchten.²⁸

Erna B. berichtet, daß sie und ihr Mann Hans unterscheiden zwischen ‚Abteilung Landwirtschaft / Abteilung Wibersach‘. Zu letzterer gehören die Kinder, die Küche, der Haushalt, aber ebenso der Garten und die Hühner: „Das sind schon ganz meine Sachen, die er nicht macht.“ Sie beschreibt die familiäre Arbeitsteilung und Kooperation und versichert:

„Ich gehe voll auf in der Arbeit. Ich fühle mich auch nie diskriminiert, absolut nicht. Ich fühle mich mindestens soviel wie er. Einfach miteinander.“²⁹

Entscheidungen werden gemeinsam getroffen, die Arbeiten von Mann und Frau gelten als gleichwertig, das hindert nicht, daß die selbstbewußte Erna – noch heute den alten ‚Mythos‘ ausagierend – in der Öffentlichkeit ihrem zehn Jahre älteren Mann gehorcht und den ihm zukommenden Respekt erweist:

„Wenn wir zum Beispiel an einer Unterhaltung sind und ich fange an, blöd zu tun, dann geht er einfach mit mir heim. Dann nimmt er mich mit, und dann wird heimgegangen.“

Auf die Frage der Interviewerin, ob sie sich darüber nicht ärgere, antwortet sie lachend:

„Ja, das nützt mir nicht viel, er nimmt mich mit, und ich muß dann folgen.“

Sie weiß, was sich schickt, und nennt als Beispiel einen lange gehegten Plan, einmal ganz allein im offenen Jeep durch die Schweiz zu fahren:

„Das hätte ich auch gern einmal. Aber ich weiß ganz genau, daß es das nie gibt. Das erlaubt er einfach nicht. Es gibt schon Grenzen, wo ich weiß, daß es nicht geht.“

Und, ganz im Sinne Gotthelfs, bringt Erna die Dinge auf den Begriff:

„Ich habe überhaupt keine Ahnung von einer Emanzipation. Wir sind doch alle ‚eifach e chli glich‘. Das gibt es doch einfach: einmal behaupte ich meinen Standpunkt bis zuletzt und gebe nicht nach, das andere Mal ‚bhäuptelet‘ er und gibt nicht nach. Das gibt's doch einfach. Aber das hat doch noch nichts mit Emanzipation zu tun.“³⁰

Diese recht impressionistischen Tupfer zur Konstanz einer grundlegenden Verteilung von Einflußsphären aus einer ‚intakten‘ bäuerlichen Gemeinschaft mögen an dieser Stelle genügen. Es muß allerdings daran erinnert werden, daß der Status von Bäuerinnen in ökonomischer, rechtlicher und konfessioneller Hinsicht sehr verschieden war, und keine Idealtypisierungen sollten verschleiern, daß Welten etwa zwischen einer Tschajanowschen Russin, einer Pommerschen Häuslersfrau oder einer Schweizer Bäuerin lagen.

2.2 Industrialisierung

Die Verbreitung der Heimindustrie, die allmählich die Landwirtschaft als Subsistenzbasis ersetzte, ist einer der wichtigsten Einschnitte in der neueren Geschichte weiblicher Arbeits- und Lebensbedingungen.³¹ Die protoindustrielle Familienwirtschaft auf dem Land gehört – so Medicks knappe Formulierung – zur Nachgeschichte der bäuerlichen Gesellschaft und zur Vorgeschichte des industriellen Kapitalismus.³² Der Versuch, die traditionelle Familienwirtschaft an die neuen frühkapitalistischen Produktionsbedingungen des Heimgewerbes anzupassen, erforderte die Zusammenarbeit der ganzen Familie und konnte – je nach Branche und konjunktureller Lage – zu einer Auflösung, manchmal sogar zu einer Umkehrung der traditionellen Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern führen. So berichtete ein Beobachter Mitte des 19. Jahrhunderts:

„Wenn man in die Wohnungen der Landbewohner tritt, [...] welche sich eben durch Spinnen ihre dürftige Subsistenz erwerben, so findet man oft die ganze Familie am Spinnrade. Nicht selten sieht man Großmutter, Mutter und Enkelin mit Spinnen beschäftigt, während der Vater und der erwachsene Sohn auf dem Felde arbeiten oder andere häusliche Arbeit verrichten, die Mahlzeit vorbereiten, Rüben putzen oder Kartoffeln schälen, wenn und solange sie deren haben.“³³

Die Verbreitung des ländlichen Gewerbes brachte mit sich, daß die häusliche Sphäre an Bedeutung gewann und der Mann auf Kosten seiner früheren außerhäuslichen Tätigkeiten in eine eher weiblich geprägte Arbeitssituation einrückte. Mit dieser ‚Verhäuslichung‘ des Mannes scheinen sich strukturell bedingte Regiefehler in die traditionelle Inszenierung des Geschlechterverhältnisses eingeschlichen zu haben. Zeitgenössische Schilderungen lassen erahnen, daß die faktische Macht der Frauen nicht mehr durch ein kollektives Ausagieren des ‚Mythos‘ männlicher Vorherrschaft verdeckt, sondern offener gezeigt wurde, ausgedrückt in einer Entdifferenzierung geschlechtsspezifischer Öffentlichkeiten, Normen und Verhaltensweisen.³⁴ Insbesondere in Sachen Statuskonsum und Erotik sollen zumindest die Mädchen traditionale Schranken hinter sich gelassen haben, wie mittelständische Beobachter bisweilen feststellten:

„Unter dieser Classe von Menschen ist das männliche Geschlecht das spröde, und das weibliche geht auf die Freyte. [...] das gemeine Mädchen versteht die Kunst zu kokettieren in seiner Art vollkommen so gut als die Dame, entblößt ebenso unverschämt den Busen, und gewisse andere Reize so halb und halb, weil es mehr hilft als ganz. Bleibt der Jüngling noch spröde, so hilft es seinen Sinnen durch Brantwein nach, und erscheint der Jüngling nicht auf seine Einladung in seinem Bette, so besucht es ihn in dem seinigen. Dies ist gewöhnlich der ganze Roman von hinten gespielt.“³⁵

Durch die frühindustrielle Arbeitsorganisation erlitten die Männer (am stärksten freilich als Väter) einen Machtverlust, während Frauenarbeit und häusliche Sphäre eher aufgewertet wurden. Dies spielte sich allerdings in Abhängigkeit vom Markt, zudem unter oft miserablen Bedingungen in gottverlassenen kargen Bergtälern und im Rahmen bäuerlicher Verhältnisse ab, so daß weiterreichende Auswirkungen der strukturellen Angleichung wahrscheinlich meist abgefangen werden konnten. Dennoch läßt sich die Hypothese vertreten, daß das Ausagieren des ‚Mythos‘ männlicher Vorherrschaft an Bedeutung verlor und die Frauen den Männern auch in der Öffentlichkeit weniger devot gegenübertraten.

Die fortschreitende Industrialisierung hatte andere Folgen für die Beziehung zwischen den Geschlechtern, indem die finanzielle Bedeutung der außerhäuslichen Tätigkeiten wuchs, die zunehmend zu einer

männlichen Domäne wurden, während mit der ökonomischen auch eine soziale Abwertung der häuslich-weiblichen Arbeiten einherging. Entgegen einer aus dem 19. Jahrhundert stammenden und noch heute verbreiteten Ansicht waren Frauen an der Industrialisierung – mit Ausnahme textilindustrieller Ballungszentren – nur in geringem Umfang in Form von Fabrikarbeit beteiligt. Etwas überspitzt formuliert, sind eher zunehmend schlechtere heimindustrielle resp. (für die Dienstmädchen im bürgerlichen Haushalt) ‚refeudalisierte‘ Bedingungen für die Lage erwerbstätiger Frauen im 19. Jahrhundert charakteristisch. Der folgende knappe Exkurs soll einen kursorischen Überblick geben über die wichtigsten Daten und Hypothesen zum Wandel der Frauenarbeit, insofern sie für eine vergleichende Betrachtung weiblicher Handlungspotentiale relevant erscheinen.

Exkurs: Zum historischen Wandel der Frauenarbeit

Zu heuristischen Zwecken lassen sich vorläufig zwei globale Modelle der historischen Entwicklung weiblicher Arbeit unterscheiden.³⁶ Modell 1 folgt dem angelsächsischen Muster: frühe Industrialisierung, schnelle Urbanisierung und früher Niedergang der Landwirtschaft; diese Entwicklungen zwingen in England ab 1850 Frauen in neue Arbeitsrollen.³⁷ (Deutschland³⁸ folgt im großen und ganzen, wenn auch verspätet, diesem Modell, wobei hier einerseits die Landwirtschaft länger lebensfähig bleibt, andererseits die Textilindustrie früher zurückgeht; im späten 19. Jahrhundert entstehen auch hier neue weibliche Berufe.)³⁹ Modell 2 folgt dem ‚kontinentalen‘ Muster der französischen Entwicklung: langsame Urbanisierung, Industrialisierung im ländlichen Rahmen; hier bleibt die Landwirtschaft länger die Haupterwerbsquelle für Frauen.⁴⁰

Während in Modell 1 industrielle Technologien sich früher verbreiten, die weiblichen Arbeitskräfte jung und meist ledig sind und der Prozentsatz verheirateter formal erwerbstätiger Frauen gering ist (er schwankt um 10%)⁴¹, bleiben in Modell 2 traditionell-agrarische Arbeitsmuster länger erhalten, sind die von der Statistik erfaßten arbeitenden Frauen älter und häufiger verheiratet; allgemein ist der Gesamtanteil der Frauen an der arbeitenden Bevölkerung größer.

Für beide Modelle gilt mit unterschiedlicher Gewichtung: die Fabrik ist von geringer *allgemeiner* Bedeutung für die Geschichte der Frauenarbeit im 19. Jahrhundert.⁴² Fabrikarbeiterinnen sind zudem meist jung und ledig; verheiratete Frauen leisten selten Fabrikarbeit. Während in Modell 1 der Rückgang der Heimindustrien und (insbesondere für England) auch der Niedergang der Landwirtschaft im späten 19. Jahr-

hundert zu einem Absinken des Prozentsatzes arbeitender Frauen insgesamt führt, treten diese Strukturveränderungen in Modell 2 später und mit geringerer Kraft ein und haben weniger einschneidende Folgen: Weibliche Heimarbeit und landwirtschaftliche Tätigkeit bleiben bis ins 20. Jahrhundert von zentraler Bedeutung.

In beiden Modellen ist die wichtigste Neuerung seit Mitte des Jahrhunderts die Verweiblichung des städtischen Dienstbotenwesens – und zwar als zeitweilige Beschäftigung für junge unverheiratete Frauen, die meist vom Land kommen.⁴³ An der Wende zum 20. Jahrhundert gibt es in beiden Modellen eine neuerliche Verschiebung: den wachsenden Trend, den Abhängigkeiten der Dienstbotentätigkeit und den Exzessen des Schwitzsystems (vor allem in der Kleiderherstellung) zu entrinnen und Arbeit vermehrt in Fabriken zu suchen oder aber die sich seit 1870 verbreitenden Möglichkeiten von White-Collar-Jobs (für Frauen wäre es angemessener, von White-Blouse zu sprechen) wahrzunehmen.⁴⁴

Dieser kurze Überblick legt nahe, daß die Industrialisierung und der Niedergang der Familienwirtschaft die Struktur weiblicher Arbeitsmuster und weiblicher Machtressourcen nicht überall gleichzeitig und gleichförmig tangierten.⁴⁵ Allgemein läßt sich vermuten, daß in halbagrarischen Regionen, wo alte Reservate (wie eigener Garten oder Kleinviehhaltung) Bestand hatten und Frauen weiterhin ‚sicht- und eßbar‘, direkt zum Familieneinkommen beisteuerten, die ökonomische Bedeutung und damit das gesellschaftliche Ansehen selbst einer reduzierten Hauswirtschaft länger erhalten blieben. Die oben im Abschnitt zur Familienwirtschaft als dritte Komponente weiblicher Macht angesprochene Bedeutung informeller Beziehungen und Kontrollfunktionen im Alltag dürfte von der fortschreitenden Industrialisierung ebenfalls sehr unterschiedlich betroffen worden sein. Informelle Netze blieben in ländlichen Gegenden weiterhin wirksam und konnten sich auch in relativ wenig fluktuierenden Arbeiterschichten (etwa in Bergwerksdörfern) sowie unter Minderheiten (die oft im Familienverband oder in größeren Gruppen in Industriezentren abwanderten) in Form von Verwandtschafts- und Nachbarschaftsbeziehungen neu stabilisieren.⁴⁶

Jedenfalls war der ‚exklusive‘ Wandel von der Hauswirtschaft zum Haushalt gerade in den unteren Schichten ein langwieriger Prozeß. Obgleich verheiratete Frauen außer in der Landwirtschaft selten einer formalen Beschäftigung nachgingen, waren sie doch noch lange Zeit gezwungen, andere – der Statistik meist verborgene – Pfade zu suchen und Beschäftigungsnischen zu nutzen, um ihre zunehmende Abkoppelung vom Bargeld-Nexus zu hintertreiben und damit oft ihre

Familien vor dem nackten Elend zu bewahren. Neben der Heimarbeit waren viele im Einzelhandel tätig, eröffneten Schenken, betrieben kleine Nebengeschäfte, nahmen Kostgänger auf oder bevölkerten jene Grauzone der Gelegenheitsprostitution⁴⁷, von der anonyme Viktorianer profitierten.⁴⁸

Dennoch scheint ihre Betriebsamkeit – vor allem unter moderneren industriellen und protestantisch-ethischen Verhältnissen – eine der wachsenden Verzweigung gewesen zu sein, der wenig finanzielle Gratifikation und kein soziales Ansehen mehr beschieden war.⁴⁹ Zugleich verfestigte sich die formale Vormachtstellung der Männer, deren außerhäusliche Tätigkeiten wirtschaftlich und kulturell immer mehr Bedeutung gewannen.⁵⁰ So mußte der ‚Mythos‘ männlicher Vorherrschaft gerade in relativ fortgeschrittenen, puritanische Arbeitsmoral wie Häuslichkeit assimilierenden proletarischen Schichten zu einer Realität werden, die von der versittlichenden Komponente des bürgerlichen Frauenbildes zugleich gemildert⁵¹ und besiegelt wurde. Männer wie Frauen internalisierten allmählich die bürgerlichen Geschlechtsrollenmuster, und wo das geschlechtsspezifische Herrschaftsverhältnis in Form von Gewalt oder unglücklichem Bewußtsein auftauchte, wurde es gerade von der organisierten Arbeiterbewegung einem ökonomisch-politischen Automatismus überantwortet: höhere Löhne würden das oftmals prekäre häusliche Glück herbeiführen, und der Sieg des Proletariats als Klasse allein würde auch die Befreiung der Frauen aus Unmündigkeit und Knechtschaft bringen.⁵²

Die theoretische Dominanz der Klassenzugehörigkeit und die tagtägliche Realität männlicher Vorherrschaft führten dazu, daß weder die Probleme und Erfahrungen der Lohnarbeiterinnen⁵³ noch die der nicht-erwerbstätigen Arbeiterfrauen, weder die der Dienstmädchen noch die der Prostituierten in die Identitätsfindung der Arbeiterklasse eingingen. Vielmehr wirkte gerade die organisierte Arbeiterbewegung – unterstützt von bürgerlichen Frauenvereinen – kräftig mit an der Glorifizierung und Durchsetzung proletarischer Häuslichkeit.⁵⁴

So waren viele Arbeiterfrauen, zum billigen Geschlecht geworden, in ihrer Jugend als Dienst- oder Fabrikmädchen tätig, um nach einer meist frühen Heirat zwischen Wünschen, Ansprüchen und einem Alltag voll sozial mißachteter Arbeitsüberlastungen oft bis zur völligen physischen und psychischen Erschöpfung aufgerieben zu werden.⁵⁵ Sie waren alleingelassen mit einer unerfüllbaren Rollenvorgabe, bedrängt von Leuten in überfüllten Wohnungen und Straßen – und dennoch isoliert, abgeschnitten von den Aktivitäten und Geselligkeiten ihrer Männer wie von den ‚Brutstätten des modernen Bewußtseins‘, den Vereinen des 19. Jahrhunderts. Sie verfügten nicht länger über

familienwirtschaftlich geprägte Machtressourcen und noch nicht über jenes soziale Ansehen, das bürgerliche Frauen zur Erschließung neuer Handlungsräume nutzen konnten.⁵⁶

3. Die Erschließung neuer Handlungsräume

Die männliche Vorherrschaft, die unter familienökonomischen Bedingungen noch recht ‚symbolische‘ Züge trug, sich im städtischen Proletariat zur psycho-physischen Realität verdichtete, war auch im Bürgertum strukturell fundiert, hier allerdings von häufigen ‚Legitimationskrisen‘ bedroht. In den bürgerlichen Familien des 19. Jahrhunderts schien sich das traditionelle ‚Macht-Prestige-Spiel‘ in sein Gegenteil zu verkehren: der strukturellen Macht des Mannes stand nun das soziale Ansehen der Frau als Mutter und Tugendwächterin gegenüber, verstärkt durch die neue Doktrin der Gleichwertigkeit der Geschlechter. Die bürgerlichen Frauen⁵⁷ wußten ihr Prestige auch zu nutzen und entwickelten eine eigene Sprache des Widerstands, die in ihrer moralisierenden Rhetorik kaum noch an das grelle Gezeter und Geschimpfe der ‚rebellischen Weiber‘ erinnert.

Die Matrone, die säuerlich und moralisierend für eine sexuelle Selbstkontrolle focht, die Gattin, die kühl und spröde ihren Körper rechnerisch verwaltete, sind gleichsam die pragmatischen Nachfahren jener Frauen, deren Sehnsüchte noch nicht erstickt, deren Blicke noch nicht getrübt waren – jener Frauen der ‚Zwischenzeit‘, die dem buchhalterischen Geist der Zeit ihr ‚Alles‘ entgegensetzten.⁵⁸ ‚Gezähmte Haustiere‘ waren sie nun, verstrickt in die verstümmelnden Deutungen des Mannes, gebunden an die Familie, zu der es kaum Alternativen gab, gefangen in einem Alltag, der sich wohl allmählich verändern, nicht aber plötzlich aufbrechen ließ.

Die neuen Definitionen der Weiblichkeit, aber auch der Verlust einstiger Machtressourcen vermauerten den bürgerlichen Frauen die älteren Formen offener Aufsässigkeit und Widerspenstigkeit. Anstatt sich lautstark oder handgreiflich zur Wehr zu setzen, suchten sie nun mit stiller Schläue, sanfter Verweigerung und heimlicher Überlistung ihren Alltag nach ihren Wünschen umzuformen. Männliche Theoretiker der Weiblichkeit vermerkten denn auch in klarsichtiger Einhelligkeit, daß die Frauen ‚von der Natur her nicht auf die Kraft, sondern auf die List angewiesen sind‘, und konstatierten eine ‚instinktartige Verschlagenheit‘ beim Weibe, seinen ‚unvertilgbaren Hang zum Lügen‘⁵⁹ und seine Vorliebe für Surrogate⁶⁰, wohl wissend, daß

„das Weib, unvermögend, seine Absichten autokratisch durchzusetzen, sie und seine Neigungen in der Brust verschließen und mit angeborener Sagacität die günstige Gelegenheit erspähen muß, wo es die langverhehlten Wünsche ausdrücken und auf deren Befriedigung hoffen kann.“⁶¹

Die im zweiten Teil dieses Bandes enthaltenen Aufsätze veranschaulichen die facettenreiche Auflehnung der bürgerlichen Frauen – ihre Ausbruchsversuche, Verweigerungen und subversiven Umdeutungen jener Zuschreibungen, die sie für immer auf Heim und Mutterschaft verpflichten wollten: Frauen bremsten die „unsichtbar wirkende Maschinerie“⁶² und verschafften sich Pausen, indem sie den starren Ablauf des Alltags unterbrachen. Anstatt „aus aufopferndem und selbstverleugnendem Sinn ein Tagewerk zu vollbringen, dessen Lohn andere genießen“⁶³, griffen manche Frauenhände lieber zu Criminalromanen, die Ehebruch verteidigten und Gattenmord als heroischen Befreiungsakt feierten.⁶⁴ Zeitgenossen klagten über die „stete Geistesabwesenheit“ der „verlesenen“ Frau, die sich auf die „häuslichen Pflichten oft so störend und nachtheilig“ auswirke, und verurteilten die in ihrer Seele entstehenden „Bilder und Ideale, die sie so weit von der Wirklichkeit abführen, daß dieselbe verkannt und verachtet werden muß.“⁶⁵ Die Trivilliteratur des 19. Jahrhunderts läßt sich nicht nur als eine Zementierung der Geschlechtsrollen-Klischees deuten, sondern als heimliche Anleitung zum Aufruhr, den die Leserinnen zumindest in ihrer Phantasie erprobten. Sie träumten, was sie nicht leben konnten: von häuslicher Revolte und verwegendem Ehebruch, von leidenschaftlichen Geliebten und berauschenden Frauen, die „vor sexueller Energie strotzen“, „barbarisch, gefährlich und aufregend“ waren und wenig Ähnlichkeit mit ihnen selbst, den tugendhaften und phlegmatischen Frauen des 19. Jahrhunderts, erkennen ließen.⁶⁷

Manchmal verschwanden Frauen auch für Monate in verdunkelten Krankenzimmern. Sie verinnerlichten die medizinische Pathologisierung des weiblichen Körpers, doch sie machten sich die These von der „Krankheit Frau“⁶⁸ auch zunutze und verwandelten das misogynne Stereotyp in ein Instrument der Verweigerung. Am Beispiel der klassischen Frauenkrankheit des 19. Jahrhunderts schildert Carroll Smith-Rosenberg in ihrem Aufsatz *Weibliche Hysterie* die kulturelle Präformierung des weiblichen Widerstandes, aber auch die ambivalenten Verstrickungen des behandelnden Arztes ins eheliche Beziehungsnetz.⁶⁹ Unter der Obhut des Arztes und geschützt durch seine Diagnose vermochte sich die hysterische Frau familiären Anforderungen und ehelichen Pflichten zu entziehen und lebte in der Krankheit das aus, was ihr sonst verwehrt war. Sie entwickelte sich, wie Kraepelin bitter konstatierte, zu einem „wahren Virtuosen des Egoismus“ und ver-

stand es zuweilen meisterlich, „ihre Umgebung zu völligen Slaven ihres Willens“ zu machen.⁷⁰

Frauen unterbrachen nicht nur den starren Ablauf ihres Alltags, sie suchten ihn auch aktiv zu steuern. Mit der Sanftmut stiller Macht begannen sie ihre familiären Arbeits- und Lebensbedingungen umzuformen. Sie pflegten und kultivierten die männlichen Bilder, die Frauen als sittsam und sexlos verklärten, doch sie nahmen sie beim Wort und verlangten, um ihre Geburten zu verringern, von ihren Männern sexuelle Zurückhaltung. Offensichtlich zeitigten ihre Forderungen, wie Daniel Scott Smith in seinem Aufsatz *Geburtenbeschränkung, Sexualkontrolle und häuslicher Feminismus* darlegt, die beabsichtigte Wirkung. Ihren Sieg über die männliche ‚Zügellosigkeit‘ verdankten sie jedoch nicht zuletzt den Sittlichkeitskampagnen der Moralreformerinnen. Am Beispiel der *Female Moral Reform Society* in Utica beschreibt Mary P. Ryan (*Mief und Stärke. Ein frühes Lehrstück über die Ambivalenzen weiblicher Moralisierungskampagnen*) den erfolgreichen Kampf der Frauen für sexuelle Selbstkontrolle, aber auch die für Frauenbewegungen nicht untypische Verschränkung von Prüderie und Militanz.

Die kulturelle Einflußnahme bürgerlicher Frauen beschränkte sich nicht auf die Sexualmoral, sondern reichte bis hin zur Religion.⁷¹ Frauen ‚feminisierten‘ die Religion und verbündeten sich mit den Geistlichen gegen die männliche „Welt der Banknoten“, in der die religiösen Werte keinen Platz mehr hatten.⁷² Der verderbten männlichen Zivilisation setzten sie eine weibliche, sittlichere Kultur entgegen, in der die christliche Losung „Wir sind Brüder in Gott“ übernommen und dieses Mal zumindest für das weibliche Geschlecht erfüllt werden sollte. Die Religion mit ihrer Betonung der Brüderlichkeit förderte bei den Frauen ein Gefühl der Schwesterlichkeit – ein Gefühl, das sie in ihren Freundschaftsbeziehungen praktisch verwirklichten. In den weiblichen Beziehungsnetzen scheinen sich die Freundschaftskulte des 18. Jahrhunderts bewahrt und bis zur Jahrhundertwende gehalten zu haben.⁷³ Frauen waren untereinander oft durch langlebige und zärtliche Freundschaften verbunden, die auf der Ähnlichkeit weiblicher Erfahrung und der emotionalen Nähe in einem strikt nach Geschlecht geschiedenen Sozialgefüge beruhten. Während Ehemänner an den zärtlichen Freundschaften ihrer Gattinnen keinen Anstoß zu nehmen schienen, begannen männliche Wissenschaftler gegen Ende des Jahrhunderts, hinter „sentimentalen Briefen, Eifersuchtsszenen und brünstigen Küssen“ eine „conträre Sexualempfindung“ zu wittern⁷⁴ – eine Deutung, die sich bis heute gehalten hat. Carroll Smith-Rosenberg wendet sich in ihrem zweiten Beitrag gegen diese, im 20. Jahrhundert noch ver-

stärkte Tendenz, zärtliche gleichgeschlechtliche Freundschaftsbeziehungen als Ergebnis einer verqueren psychosexuellen Entwicklung abzuhandeln, und geht in ihrem Aufsatz „*Meine innig geliebte Freundin!*“ *Beziehungen zwischen Frauen im 19. Jahrhundert* den sozialen und kulturellen Bedingungen nach, die enge und zuweilen auch sinnliche Frauenbeziehungen zu einer sozial anerkannten, aber auch notwendigen Verhaltensform machten. In den weiblichen Freundschaftskulten des 19. Jahrhunderts entfaltete und behauptete sich ein Gefühl schwesterlicher Solidarität, das später, wie Nancy Schrom Dye (*Gleichheit, Freiheit, Schwesterlichkeit?*) am Beispiel einer New Yorker Frauengewerkschaft zeigt, in der Erprobung eines klassenübergreifenden Bündnisses zwischen Arbeiterinnen und Bürgerinnen politisch-soziale Formen annehmen sollte.

Diese knappe Bündelung der vielfältigen Ausdrucksweisen weiblicher Selbstbehauptung vermittelt freilich ein allzu rosiges Bild von Handlungsraum und Lebenswirklichkeit bürgerlicher Frauen. Um nicht die einäugige Deutung des 19. Jahrhunderts als eine für Frauen düstere und verhängnisvolle Epoche der Domestikation und Unterwerfung durch ein nicht minder einseitiges Bild ständiger weiblicher Rebellion zu ersetzen, sollen anschließend die folgenreichen Systematisierungen der weiblichen Rolle dargestellt werden – vom bürgerlichen Häuslichkeitskult über die neuen Theorien der Weiblichkeit bis zur Umwandlung der weiblichen Berufung in eine banale Profession.

4. Systematisierungen der Geschlechtsrollen: Rhetorik und Realität

4.1 Die Un-Heimlichkeit der bürgerlichen Familie

Der ‚Häuslichkeitssinn‘ entstand im städtischen Bürgertum des 18. Jahrhunderts und breitete sich dann in konzentrischen Kreisen weiter aus, um Ende des 19. Jahrhunderts – aktiv unterstützt von bürgerlichen Frauenvereinen und Sozialphilanthropen – auch das Familienleben der Arbeiter zu erreichen.⁷⁵

Die Welt des Bürgertums legt sich in zwei gegensätzliche Zonen auseinander – in die sachbezogene Berufswelt des Mannes und in das sanfte Reich der Frau, in dem nicht der Mammon, sondern menschliche Bedürfnisse das Handeln zu bestimmen scheinen. Heim und Welt trennt eine unüberbrückbare Kluft; der Weg des Mannes von der Stube ins Kontor ist die einzige Brücke, die beide noch verbindet. In dieser „dürren Zeit der Zahl“ (Novalis) etabliert sich die Familie als Ort der Liebe und Humanität, als Schutzwall gegen Versachlichung

und Entfremdung in der Welt der Ökonomie. Sie versteht sich als ein freiwilliger Zusammenschluß einander liebender Privatpersonen; einzig die intime Binnenwelt der Familie scheint noch Raum für die wahre, nicht zweckorientierte Entfaltung des Menschen zu bieten. Sie wird als eine „Oase in der Wüste“ gepriesen, als „Zufluchtsstätte“, in der sich „Mitgefühl, Ehre und Tugend versammeln“ und „uneigennützig Liebe stets bereit ist, auf dem Altar der Zuneigung Opfer zu bringen“.⁷⁶ Sie ist das irdische Reich des „Engels des Hauses“ – der Mutter, die sanft die Kinder in vorgeformte Bahnen leitet, der Gattin, die das beschädigte Innere des Gatten zu flicken versteht. „Ohne Weib wäre für jede feinfühlende Seele das heutige Leben nicht zu ertragen“⁷⁷, klagte ein Betroffener, doch „Sonnenschein und Friede“ erwarteten ihn zu Hause, wenn er draußen gegen „düstere Wolken und Stürme“⁷⁸ zu kämpfen hatte.

Die rhetorischen Deutungen der Familie als einer geschützten Insel inmitten einer unsicheren und anonymen Umwelt brechen sich allerdings an ihrer Wirklichkeit. Obwohl die Familie als von allem Zwang losgelöst erscheint, werden ihr gesellschaftliche Aufgaben zugewiesen, über deren Erfüllung der Staat nun wacht.⁷⁹ Kinder werden in den städtischen Mittelschichten nicht länger nur für den ‚eigenen Gebrauch‘ produziert, sondern auch für den der Gesellschaft. Zunehmende gesellschaftliche Differenzierung und Interdependenz, die Anforderungen eines versachlichten und rationalisierten Wirtschaftsprozesses und der Zusammenbruch externer Kontrollinstanzen machten einen tiefgreifenden Erziehungsprozeß notwendig, der sich allmählich in die Familie verlagerte und dessen Ziel es war, äußere Verhaltenskontrollen durch verinnerlichte moralische Prinzipien zu ersetzen oder – wie es Catharine Sedgwick in ihrem Roman *Home* formuliert⁸⁰ – in den Kindern eine „selbstregulierende Maschine“ einzubauen.⁸¹ Die Unterdrückung und Kontrolle frühkindlicher Affektäußerungen war einer der Mechanismen, die rationale Dosierung von Liebe und Liebesentzug eines der pädagogischen Mittel, mit deren Hilfe der Charakter des Kindes geformt, Selbstdisziplin und Selbstverleugnung in seine Psyche eingegossen wurden.⁸²

Die bürgerliche Familie war nicht nur Geburtsstätte des zivilisierten Menschen und, eingebettet in ein komplexes System fachmännischer Beratung, Zentrum seiner psychotherapeutischen Versorgung, sie wandelte sich gleichzeitig zu einem subtilen Kontrollinstrument, das zumal die Frauen zu bedienen lernten. Indem man den Mann zum alleinigen Ernährer der Familie erklärte, wurde die Frau zu seiner Überwacherin gemacht. Es lag nun in ihrem Interesse, daß sich der Ehemann nicht in den Fallstricken der Politik oder des Alkohols verding, sondern sich pflichtbewußt in den Arbeitsprozeß einfügte. Während

Justiz und Psychiatrie Zwangstechniken zur Bewältigung sozialer Probleme anboten, bedienten sich die Frauen, gleichsam prophylaktisch, der effizienteren Methode einer sanften und indirekten Kontrolle, deren Kernstück die „unsichtbare Macht der Liebe“ war.⁸³ Eine liebende Frau würde ihren Gatten an den „Eitelkeiten weltlichen Strebens“ vorbei geleiten und ihn lehren, daß die „wahre Weisheit darin besteht, sich mit dem von der göttlichen Vorsehung zugewiesenen Platz zu begnügen“.⁸⁴ Indem die Frau in der Intimität des Familienkreises für eine soziale Zügelung ihrer Kinder und ihres Ehemannes sorgte, kam ihr eine zentrale gesellschaftliche Disziplinierungs- und Integrationsfunktion zu. Die bürgerliche Frau, gepriesen als Hüterin traditioneller Werte und Produktionsweisen, war in Wirklichkeit eine Hauptfigur des Modernisierungsprozesses. Während sich die Frau des Volkes in widerborstiger Renitenz gegen die aufkommende bürgerlich-industrielle Welt stemmte⁸⁵, machte sich die Frau des Bürgertums zu deren Missionarin.

Schließlich kollidierte auch die romantische Idee der Liebesheirat mit der tatsächlichen Tauschfunktion der Ehe. Die Auslagerung der Produktion aus der Familie erforderte eine Neukonzeption der Ehe, die sich in Deutschland – vereinfacht ausgedrückt – in drei Stufen vollzog. Die romantische Deutung der Ehe als eine sich ausschließlich auf Liebe gründende Seelengemeinschaft knüpfte an die Übertragung vertragsrechtlicher Prinzipien auf die Familie an.⁸⁶ Diese ‚Privatisierung‘ der Familie⁸⁷ stellte jedoch die prinzipielle Unauflösbarkeit der Ehe und das Herrschaftsmonopol der Männer in Frage, die nun beide einer anderen Rechtfertigung bedurften und in der Bestimmung der Ehe als einem natürlich-sittlichen Verhältnis sowie in der aufkommenden polaren Geschlechterphilosophie eine neue legitimatorische Grundlage fanden.⁸⁸ In seiner Rechtsphilosophie nahm Hegel vorweg, was später rechtlich verankert werden sollte. Die Ehe ist „wesentlich ein sittliches Verhältnis“, das weder „roh“ zu einem „gegenseitigen vertragsmäßigen Gebrauch herabgewürdigt“ werden soll⁸⁹, noch allein „in die Liebe“ setzen darf, sondern sie bestimmt sich als „rechtlich sittliche Liebe“, aus der das „Vergängliche, Launenhafte und bloß Subjektive derselben“ verschwunden ist.⁹⁰

Die romantische Liebe – das „Vergängliche, Launenhafte und bloß Subjektive derselben“ – blieb aber zumal für Frauen ein wichtiges Konstrukt, das ihnen den Übergang von der homosozialen Welt ihrer Kindheit und Jugend in eine heterosoziale Ehe erleichterte und den ehelichen Tauschhandel zu verschleiern half. Denn kaum anders als früher wurden Ehen aufgrund ökonomischer Kalküle geschlossen, nun jedoch verbrämt durch die Rhetorik der romantischen Liebe. Ausgeschlossen vom Arbeitsmarkt, feilschten Frauen auf dem Heiratsmarkt.

Jungfernschaft wurde – wie Michels 1911 sarkastisch anmerkte – zu einem „Kapitalwert“, den zu verlieren „einem finanziellen Verlust gleich[kommt], einer Entwertung der Ware Weib“.⁹¹ Es sei das Ergebnis der Erziehung, wenn „Frauen alles daransetzen, den Anblick ihrer Geschlechtsteile meistbietend zu verkaufen, und den Mann dazu verführen, ihnen dafür einen hohen Preis zu zahlen: den Ehering“, stellte einer, der es wissen mußte, fest, nachdem er, sexuelle Begierde und szientifische Neugier koppelnd, Scharen von Frauen verführt und befragt hatte: „Frauen, von der Hure bis zur Prinzessin, können auf dem Markt gekauft werden. Einzig der Preis variiert.“⁹²

Obwohl die romantische Liebe die Funktion hatte, den Nexus zwischen Geld und Sexus zu verschleiern und die Kluft zwischen den Geschlechtern zu überbrücken, bedeutete die Heirat für Frauen einen zwar als freiwillig deklarierten, aber oft rein ökonomisch motivierten Schritt in Unterordnung und neue Abhängigkeit – ein Schritt, der für manche einem Begräbnis gleichkam:

„Gestern wurden unsere Namen ausgeschrieben und die übernächste Woche wird die Verbindung geschlossen werden, die einzig der Tod auflösen kann. Ich habe dieses Ereignis mit derselben düsteren Feierlichkeit betrachtet wie jenes, das meine gegenwärtige Existenz auslöschen wird.“⁹³

Emotionaler Rückzug in die zärtliche und stützende Welt der Frauenfreundschaften war ein anscheinend nicht übliches Mittel, um diesem Widerspruch zwischen verschwiegener Wirklichkeit und romantisch verklärtem Ideal zu begegnen. In den weiblichen Freundschaftskreisen fanden Frauen das, was sie von ihren Männern offenbar weder erhielten noch erwarteten – Zärtlichkeit, Verständnis und Anerkennung; hier suchten sie im Spiegelbild der anderen nach einer neuen Identität, hier stützten und begleiteten sie einander, oftmals ein ganzes Leben lang.

„Es könnte kommen, daß ich der Anhänglichkeit an Dich mehr wie jemals bedürfte, um zu leben“, schrieb Lisette Nee kurz nach ihrer Heirat der Karoline von Günderröde, „darum laß uns immer innig verschlungen bleiben, was uns niemals verbunden, muß ewig sein, laß mich immer mit Dir fortleben, und lebe auch Du ein doppeltes Leben in mir.“⁹⁴

Ihre Freundschaftsbeziehungen beruhten auf der Ähnlichkeit weiblicher Erfahrungen in einer geschlechtssegregierten Gesellschaft und wurden strukturiert in den Frauenritualen, die die biologischen Gezeiten im Leben einer Frau begleiteten. In dieser weiblichen Welt der Zärtlichkeit und der Rituale gelangten Frauen zu einem neuen Verständnis ihrer selbst, entfaltete sich ein frauenspezifisches Milieu, das später in die organisierte Frauenbewegung münden sollte.

Um die Jahrhundertwende zerbröckelten dann die innigen Frauen-

freundschaften, schrumpfte die Welt der verheirateten Frau und verengte sich auf die bürgerliche Kleinfamilie. Mit der Zunahme der vorhehlichen Berufstätigkeit, die immer mehr Frauen eine familienunabhängige Existenz ermöglichte⁹⁵, wandelte sich die Ehe von einem ökonomischen Imperativ zu einer Option und kam es zu einer Berührung zwischen männlicher und weiblicher Sphäre. Als die Ehe nun endlich auf einem freiwilligen Entschluß einander Liebender anstatt auf kühler Berechnung miteinander Feilschender zu gründen schien und die einst so fremde Welt des Mannes vertrauter wurde, begannen Frauen die Zärtlichkeit und Liebe, die sie einst bei ihren Freundinnen gefunden hatten, bei ihrem Gatten zu suchen. Erst als die weibliche Welt der Freundschaftskreise auseinanderbrach, war die so oft beschworene partnerzentrierte Gattenfamilie wirklich entstanden.

4.2 Theoretische Weiblichkeit

Die Aufteilung der Welt in ein Reich der Liebe und in eine Arena des Wettbewerbs findet ihre Entsprechung in jener strikten Scheidung der Geschlechter, die die Frau auf das Heim reduziert und dem Mann die Öffentlichkeit übergibt. Die bürgerliche Familie, die sich als ‚arbeitsfreie‘ Sphäre reiner Menschlichkeit etabliert, bedarf einer Kultfigur, die sowohl ihre Produzentin wie auch ihr Symbol ist. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts breitet sich eine neue Deutung des Weiblichen aus, die – in sekundärpatriarchalischer Offensive durchaus auch gegen den Ruf einiger Frauen nach Unabhängigkeit und Gleichberechtigung gerichtet⁹⁶ – für lange Zeit Hoffnungen, „ein Ganzes zu werden“, verschütten wird. Die Frau, einst begehrt und lebendig, wird nun, versittlicht und entsinnlicht, zur ‚guten Mutter‘ verformt. Ausgesperrt von Handlungsfeldern, die ihrem Gatten offenstehen, findet sie sich, zurechtgeschnitten auf die Hälfte ihrer Person, im privaten Binnenraum der Kleinfamilie wieder.⁹⁷

Die einstigen partikularen Ständesdefinitionen, die Pflichten und Tugenden von Mann und Frau vor allem aus ihrer sozialen Position ableiteten, werden durch universale Charakterdefinitionen ersetzt, die dem gesamten männlichen bzw. weiblichen Geschlecht unterschiedliche, komplementär konzipierte Wesensmerkmale zuordnen.⁹⁸ Der Mann steht für Vernunft, Eigenständigkeit und Pflicht, er „ist stark im Handeln, Mittheilen und Befruchten“, die Frau verkörpert Gefühl, Abhängigkeit und Sittlichkeit, ihre Stärke liegt im „Dulden, Empfangen und Gebären“.⁹⁹ Über diese geschlechtspolare Zuschreibung, die in der Frau das universelle Gattungswesen, im Mann das individualisierte Gesellschaftswesen sieht, wird der Frau die häusliche

Binnenwelt, dem Mann die feindliche Außenwelt zugewiesen.¹⁰⁰

„Gemäß der Universalität ist beim Weibe die Sympathie, die Liebe vorherrschend, beim Mann hingegen, wegen vorwaltender Individualität, der Antagonismus, der Haß, – und so ist denn jenes mitleidiger, mildthätiger, es ist sittlicher und religiöser, als der mehr rauhe, oft hartherzige, Alles vorzugsweise nach seinem Ich zu bemessen geneigte Mann. [...] Hiernach wäre denn auch die *allgemeine* Bestimmung der Geschlechter für das äußere Leben überhaupt zu beurtheilen [...]. Fortpflanzung ist nur durch Kooperation beider möglich, jedoch hat an dieser Operation das weibliche Geschlecht unverkennbar mehr Antheil, als das männliche. [...] Während so das Weib hauptsächlich das innere Familienverhältniß begründet, der Mann mehr das äußere, ist er zugleich Verbindungsglied zwischen Familie und Familie, er hauptsächlich begründet den Staat.“¹⁰¹

Auch bei Hegel kristallisiert sich diese Entwicklung in einem idealen Dual. Das Weib gilt – im Gegensatz zum Mann als dem Gestalter der menschlichen Gesetze – als „Bewahrerin des göttlichen Gesetzes“ und als Daseinsform des „bewußtlosen Geistes“.¹⁰² Die Ende des 18. Jahrhunderts einsetzende Universalisierung des Weiblichen ist historisch nicht länger hinterfragbar:

„Im Hause der Sittlichkeit ist es nicht *dieser* Mann, nicht *dieses* Kind, sondern *ein* Mann, *Kinder überhaupt* – nicht die Empfindung, sondern das Allgemeine, worauf sich dieses Verhältniß des Weibes gründet.“¹⁰³

Die Frau/jede Frau ist universell durch den Fortpflanzungszweck definiert; der Mann hingegen bewahrt sich durch die Partizipation am Allgemeinen (bürgerlicher Staat) das Recht auf Individuierung. Diese ‚Biologisierung‘ der Frau prägt nachhaltig die Gestalt ihres Widerstandes, denn eine Auflehnung gegen das neue Ideal der Weiblichkeit wird nun nicht nur als Verstoß gegen gesellschaftliche Normen, sondern auch als Handlung wider die Natur geahndet.¹⁰⁴

Die polare Geschlechterphilosophie, die sich in wenigen Jahren durchsetzt und auch von den Frauen selber verinnerlicht wird, spaltet das aufklärerische Ideal einer (geschlechtsneutralen) vernünftigen Persönlichkeit¹⁰⁵: Mann und Frau sind von Natur her verschieden, doch auf wechselseitige Ergänzung angelegt. Der neue Mythos der Komplementarität ersetzt den alten der männlichen Vorherrschaft und verschleiert die faktische Bestimmung der Frau als abhängiges Supplement des Mannes. Das Männliche wird einerseits zum Objektiven und Allgemeinmenschlichen verabsolutiert, an dessen Kriterien nun Leistungen, Vorstellungen und Verhaltensweisen der Frauen gemessen werden, andererseits bedarf der Mann zu seiner Vervollständigung einer Frau, die – ökonomisch und sozial von ihm abhängig – ihm zu dienen und zu gefallen, ihn zu stützen und zu reproduzieren hat:

„Tritt hiermit den Frauen [...] der absolute Maßstab entgegen (den die für die Männer gültigen Kriterien bilden), so setzt sich dem zugleich ein relativer zur Seite oder gegenüber, der nicht weniger aus der Prerogative der Männer stammt und oft die genau gegenteiligen Forderungen stellt. Denn der Mann fordert von der Frau doch auch, was ihm, nun gleichsam als einseitiger Partei, in seiner polaren Beziehung zu ihr wünschenswert ist, das im traditionellen Sinne Weibliche, das aber nicht eine selbstgenügsame, in sich zentrierende Eigenart bedeutet, sondern das auf den Mann Orientierte, das ihm gefallen, ihm dienen, ihn ergänzen soll.“¹⁰⁶

Mit dem Wandel der weiblichen Arbeit ändert sich auch ihre Bewertung. Zur natürlichen Berufung erklärt und unbezahlt, wird sie zugleich abgewertet und verklärt. Was früher schlichte Arbeit war, soll nun ein Akt der Liebe sein, und Liebe – so das *Schweizer Frauenheim* Ende des Jahrhunderts – „kann opfern, sich selbst vergessen, um zu beglücken, will nur geben, Freude säen, will nicht Lohn, nicht Dank“.¹⁰⁷ Selbstverleugnung, beim Mann ein selten-heroischer Willensakt, ist ein der Frau eigner Wesenszug. Liegen sittlicher Imperativ und Trieb beim „überdualistischen“ Mann in immerwährendem Widerstreit, so soll bei der „vordualistischen“ Frau als Neigung sich äußern, was ihr die Pflicht befiehlt, denn für die „schöne Seele“ ist es „das Charakteristische, daß ihr sittliches Handeln nicht erst der Überwindung entgegengesetzter Triebfedern bedarf, sondern aus der Selbstverständlichkeit des konfliktlosen Triebes quillt“.¹⁰⁸ Weibliche Identität konstituiert sich als ein Mangel: Erst in der Aufgabe ihres Selbst findet die Frau zu sich.

Während sich Theologen, Juristen und Philosophen um die Seele der Frau bemühten, bemächtigten sich die Mediziner ihres Körpers. Sie beobachteten, analysierten und überwachten ihn und entwickelten zu Händen ihres eigenen Geschlechts ein nun wissenschaftlich-rational aufgezeäumtes Kontrollinstrument. Diese ‚Medikalisierung‘ der Frau – die auf ihren Körper zentrierten medizinischen Theorien und Maßnahmen – ist jedoch in den weiteren Rahmen eines gesellschaftlichen Disziplinierungsprozesses zu stellen, der, getragen von offizieller Medizin und privater Philanthropie, gegen Ende des 18. Jahrhunderts den Gesellschafts- und Individualkörper zu kolonialisieren begann.¹⁰⁹ So setzt auch der Versuch der Ärzte, den Körper der Frauen theoretisch und praktisch in den Griff zu bekommen, bereits zu dieser Zeit ein, lösen medizinische Theorien allmählich die philosophisch-theologischen Spekulationen über die Natur des Weibes ab, doch dauert es noch eine Weile, bis sie sich als neue Verwalter der männlichen Imagination in Sachen Weiblichkeit voll etablieren können.

In den medizinischen Abhandlungen über die Frau verquickten sich männliche Eroberungsgelüste und männliche Ängste: Im Verlauf des 19. Jahrhunderts schufen Ärzte und Psychiater ein grandioses, in sich

zerrissenes Lehr- und Wahngebäude, das die Rolle und das Wesen der Frau aus ihrer spezifischen Anatomie zu deduzieren suchte. Damit änderten sich weniger die Inhalte, wohl aber Form, Begründungszusammenhang und vor allem die Auswirkungen der Argumentation. Zwar wurde die Frau seit Hippokrates auf ihren Unterleib festgelegt, aber ein kreatürlicher Umgang mit den geschlechtlichen Gegebenheiten im Alltag und die Einbindung der Frau in die Familienökonomie verhinderten jene folgenreichen Fixierungen, die sich in einem ‚entzauberten‘ Zeitalter durch die wissenschaftlich-rationale Beweisführung ergeben sollten. Ungeachtet der explosiven Entwicklung medizinischen Wissens, die den Ärzten die konstitutionelle Ähnlichkeit der Geschlechter hätte enthüllen können, hielten sie, verstrickt in alten Vorurteilen und verwickelt in neue Ansprüche, an der grundlegenden Andersartigkeit der Frau fest.¹¹⁰ „Die Frau ist, was sie ist, [...] wegen ihrer Gebärmutter allein“¹¹¹, verkündete noch Ende des 19. Jahrhunderts ein amerikanischer Arzt mit wissenschaftlichem Pathos. Doch was die Frau zur Frau erst machte, war zugleich Ursprung ihrer Invalidität:

„Oft zerschlägt sich das junge Leben an den Brandungen der Pubertät und ist auf immer verkrüppelt. Wenn es diese unversehrt durchquert hat und nicht am Felsen der Geburt in Stücke zerschmettert wurde, kann es immer noch an den immer wiederkehrenden Untiefen der Menstruation und zuletzt auf der Sandbank der Menopause stranden, bis es endlich, geschützt vor sexuellen Stürmen, in den stillen Gewässern des Hafens Zuflucht findet.“¹¹²

Vergleiche mit der zur Norm erhobenen männlichen Anatomie und Physiologie ließen die weibliche ‚Regelmäßigkeit‘ als Unordnung erscheinen¹¹³ und mündeten in die Gleichsetzung von Frausein und Krankheit.¹¹⁴ Die mit der Gebärfunktion zusammenhängenden Prozesse galten nun als störungsanfällig und ständiger Wartung bedürftig. Beim weiblichen Geschlecht verwischte sich auf rätselhafte Weise die Grenze zwischen Gesundheit und Krankheit. „Die Menstruation [ist] eine gesundheitsgemäße Krankheit“¹¹⁵, schrieb 1814 Henke, der den Naturzweck der Frau mit ihrer Invalidität zu verbinden trachtete. Die Anatomie der Frau war ihr Schicksal, das sie zur Mutterschaft bestimmte und zur Krankheit verfluchte.

Ende des Jahrhunderts, als immer mehr Frauen aus der Familie auszubrechen suchten¹¹⁶, die Geburtenraten rapide zu fallen begannen und Rassenhygieniker und Populationisten zum Kreuzzug gegen ‚Entartung‘ und Niedergang der weißen Rasse aufriefen¹¹⁷, wurden auch die Stimmen vieler Ärzte schriller. Im Zusammenhang mit der Etablierung der Neurologie als anerkannte Spezialdisziplin verlagerte sich das Interesse der Ärzte vom Unterleib auf das Nervensystem. Die Annah-

me der biologischen Andersartigkeit der Frau wurde durch die These ihrer nervlichen Minderwertigkeit ergänzt¹¹⁸, zur Pathogenität des weiblichen Unterleibs gesellte sich nun die Inferiorität der weiblichen Nerven. Das Ende dieser Entwicklung markiert dann Möbius' Diktum: „Der weibliche Schwachsinn [ist] ein physiologisches Postulat.“¹¹⁹ Von Anfang an galt dem aufkommenden Ärztestand die Weiblichkeit als „schwarzer Kontinent“ (Freud)¹²⁰, dessen Eroberung noch ausstand. Die Frauen erschienen den Medizinerinnen als die Kehrseite der vernünftigen Menschheit, als Andere Natur, die es zu beherrschen und zu zivilisieren galt. Bewaffnet mit Spekulum und Uterussonde drangen sie in das Innere der Frau ein, um endlich das verborgene Geheimnis des weiblichen Geschlechts zu ‚erblicken‘.¹²¹ Sie verglichen sich mit einem „Entdecker“, der ein „neues und wichtiges Territorium sieht“, mit „Pionieren“, die auf „noch nie begangenen Wegen“ wandern und dabei Dinge erblicken, die „noch kein Mann je gesehen hatte“.¹²²

Die Eroberung des weiblichen Körpers durch die Ärzte war die letzte Phase innerhalb einer Jahrhundertlangen währenden Kampagne zur Bändigung einer bedrohlich erscheinenden weiblichen Sexualität und Naturhaftigkeit.¹²³ Galten Frauen einst als gefährliche, sexuell unersättliche Wesen, deren Triebstärke sie für höhere Werte untauglich machte, so verkehrte sich diese Relation allmählich in ihr Gegenteil. Die qua Sexus theologisch-moralisch minderwertigen Geschöpfe wurden zu tugendhaften und sexlosen Hüterinnen häuslicher wie öffentlicher Moral umgepolt, deren natürliche Sittlichkeit sich ihrer angeborenen Triebschwäche verdankte.¹²⁴ Im 19. Jahrhundert schließlich sind Frauen ganz Geschlecht – doch ohne Geschlechtstriebe. „Ich möchte sagen, daß die Mehrzahl der Frauen (zu ihrem Glück) von sexuellen Gefühlen nicht sonderlich geplagt werden“, schrieb Dr. Acton, nachdem er „keine Mühe gescheut“ hatte, seine Annahme einer verbreiteten sexuellen Lustlosigkeit bei Frauen auch empirisch zu überprüfen.

„In der Regel wünscht eine sittsame Frau keine sexuellen Freuden für sich selbst. Sie gibt sich ihrem Mann hin, doch nur, um ihm gefällig zu sein. Und sie würde, wäre da nicht die Mutterschaft, wohl mit Erleichterung auf seine Aufmerksamkeiten verzichten. Kein nervöser oder schwächlicher junger Mann sollte daher wegen irgendwelcher übertriebener Vorstellungen von den ihn erwartenden Pflichten vor der Ehe zurückschrecken.“¹²⁵

Der Umwandlung des geilen Weibes in die als rein und unschuldig imaginierte Frau des 19. Jahrhunderts entsprach auf der Männerseite seit der Entstehung des Masturbationstraumas im 18. Jahrhundert eine immer stärker werdende Angst vor sexueller Verausgabung, die nicht nur als gesundheitsschädigend, sondern auch als lebensgefährlich erachtet wurde. In dieser beängstigenden Welt einer ‚spermatischen

Ökonomie‘ bedurfte der Mann auch zu seinem eigenen Schutz einer Frau, die, prude und frei von sexuellen Gelüsten, seine Sexualität nicht über die Maßen strapazierte. Während die offizielle Sexualmoral den Frauen sexuelle Leidenschaft absprach, galt ihr der Mann als Opfer seiner Triebe.¹²⁶ Inhaltlich und sprachlich der ökonomischen Sphäre nachgebildet, beschrieb sie die Sexualität des Mannes als eine Ökonomie der Knappheit, ausschweifende Sexualität war eine Metapher für Tod, sexuelle Enthaltensamkeit für den Mann die einzige Überlebensstrategie.¹²⁷ Aus den Samen wurden gleichsam ‚Kapital-Embryonen‘, deren planlose Verschleuderung zum sicheren Bankrott des Körpers führen würde; in ihnen konzentrierte sich die Lebenskraft des Mannes, sie waren die Quelle seiner Energie, die zum Zwecke der Fortpflanzung sparsam zu investieren (max. 4 1/2 g pro Koitus¹²⁸) und im Dienste des beruflichen Erfolgs in Leistung zu transformieren war.¹²⁹

Die Propagandisten der offiziellen Sexualmoral plädierten jedoch keineswegs für Keuschheit, sondern für eine Mäßigung der männlichen Sexualität und deren zweckorientierte Verwendung. Damit wurde selbst die Sexualität zum Gegenstand rationaler Überlegungen gemacht und unter dem Aspekt ihrer Nützlichkeit moralisch gewertet.¹³⁰ Beischlaf um der Fortpflanzung willen oder Geschlechtsverkehr gesundheitshalber war die prosaische Alternative, vor die sich das bürgerliche Paar gestellt sah, wenn es im Dunkeln des Schlafzimmers zueinander fand.

4.3 Professionalisierung der Berufung

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts wurden nicht nur die männliche Berufsarbeit und das nächtliche Verhalten im Schlafzimmer, sondern auch die täglichen Tätigkeiten der Frau einer Rationalisierungskampagne unterworfen, die zunächst die Haushaltsführung und Kindererziehung systematisierte und schließlich in der Taylorisierung der Hausarbeit ihren bizarren Höhepunkt fand.¹³¹ Der Rationalisierungsprozeß vollzieht sich in drei Stufen und geht einher mit einer Professionalisierung der weiblichen Arbeit. In einer ersten Phase werden die einzelnen Tätigkeiten klassifiziert und in einen geordneten Ablauf gebracht; in einer zweiten wird die weibliche Arbeit zum Zwecke ihrer Qualitätssteigerung nach wissenschaftlichen Prinzipien reorganisiert und in ein planvolles System eingebunden, um in einer dritten Phase schließlich nach zeitökonomischen Gesichtspunkten durchrationalisiert zu werden.¹³² Damit löst sich die weibliche Arbeitswirklichkeit zunehmend von ihrer sentimentalisierenden Deutung ab: Zum natur-

gemäßen Beruf erklärt, wird die weibliche Arbeit zum einen negiert, zum anderen von Fachmännern – Pädagogen, Medizinern und Betriebstechnikern – in Regie genommen und den gesellschaftlichen Anforderungen dienstbar gemacht. In ihrer Arbeit muß die Frau nun verbinden, was letztlich unvereinbar ist: die Schaffung einer Gegenwart, die sich der spröden Ökonomisierung des Lebens widersetzt, mit der Umformung der Familie in einen effizienten Betrieb, der den Geboten der Rationalität und Produktivität gehorcht.¹³³

Bereits im frühen 19. Jahrhundert beginnen Frauen Haushaltsbücher zu führen, in denen sie rechnerisch Einnahmen und Ausgaben, empfangene und absolvierte Besuche, erhaltene und gemachte Geschenke vermerken; sie legen Haushaltspläne an, in denen jede Stunde und jeder Tag seine spezifische Funktion zugewiesen bekommt.¹³⁴ Obgleich ihre Zeit kein Geld ist, übernehmen sie die Zeitökonomie der Geschäftswelt:

„Verloren, gestern, irgendwann zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang: Zwei goldene Stunden, jede besetzt mit sechzig diamantenen Minuten; sie bringen keinen Ertrag mehr, denn sie sind für immer vorbei.“¹³⁵

Kontor und Fabrik, wohl räumlich abgetrennt vom Haushalt, verlagern sich gleichsam in die Familie hinein. Ordnung, Sauberkeit und Effizienz etablieren sich als die drei heiligen Gebote der Haushaltsführung und werden gleichzeitig zu moralischen Kategorien erhoben, mit denen sich das respektable Bürgerpaar von der verschwenderischen Dekadenz der Aristokratie wie von dem gefährlichen Schmutz der Armen abzugrenzen sucht.¹³⁶ Die Frauen, zuständig für Sitte und Ordnung im Innern, entdecken im Verlauf des Jahrhunderts, daß auch die Gesellschaft einer Säuberung bedarf. „Die Welt sauber zu halten, das ist eine der großen Aufgaben der Frau“,¹³⁷ schrieb Helen Campbell in ihrem Buch *Home Economics* und meinte damit vor allem den moralischen Kreuzzug der Frauen gegen den sittlichen Zerfall der Nation.

Auch die Mütterlichkeit, von den Ärzten als natürliches Derivat der weiblichen Anatomie diagnostiziert, von den Geistlichen als gottgewollte Berufung gepriesen, wandelte sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts endgültig zu einem Beruf.¹³⁸ Bereits zu Beginn des Jahrhunderts entstand eine reiche pädagogische Literatur, die die einzelnen Erziehungsmaximen bündelte und zu einem rationalen System zusammenfügte, das jeder Entwicklungsphase des Kindes ein auf sie abgestimmtes erzieherisches Verhalten von seiten der Mutter zuordnete und diese lehrte, mütterliche Liebe nicht planlos zu vergeuden, sondern zweckgebunden als pädagogisches Mittel einzusetzen.¹³⁹ Die gesellschaftliche und moralische Aufwertung der Mutterschaft und ihre

Umwandlung in eine Tätigkeit, die den gleichen Anforderungen zu genügen hatte wie die Berufsarbeit des Mannes, bedeutete jedoch für die Frauen eine zunächst kaum zu bewältigende Bewährungspflicht im ‚Beruf‘ der Mutter:

„Manchmal habe ich das Gefühl, als ob die Bürde der Verantwortung für diese kleinen unsterblichen Wesen zu viel für mich wäre“, schrieb eine dieser gewissenhaften Mütter im ersten Drittel des Jahrhunderts. „Handle ich richtig? Tue ich genug? Doch meine größte Sorge ist, daß ich zuviel tue. Sehr oft bin ich entmutigt, wenn ich sehe, daß das Ergebnis schlecht ausfällt. Mr. A. hilft mir bei den allgemeinen Prinzipien, doch niemand kann mir bei den Details helfen.“¹⁴⁰

Bald brauchte sich Mr. A., der Gatte, weder um die Prinzipien noch um die Details mehr zu kümmern, denn die Wissenschaft nahm sich nun der weiblichen Arbeit an und betrat in Gestalt von Pädagogen, Medizinern und Hauswirtschaftsexperten das Heim, nachdem ihnen eine verunsicherte Frau die Tür geöffnet hatte. Hausarbeit verwandelte sich in „Häusliche Wissenschaft“, Mütterlichkeit in „Wissenschaftliche Mutterschaft“, und die Hausfrau wurde schließlich zu ihrer eigenen Betriebsleiterin gemacht, die, mit der Stoppuhr in der Rechten, der Betriebsanleitung in der Linken, sich selbst über die Schulter guckt.¹⁴¹ Frau und Wissenschaft gingen dabei ein für beide Seiten vorteilhaftes Bündnis ein: dem Mann des Wissens gelang es mit Hilfe der bürgerlichen Frau, die er zu seiner Assistentin befördert hatte, zählbeige Traditionen auszulöschen und die Familie zum Kristallisationspunkt hygienischer und pädagogischer Reformmaßnahmen zu machen; als Gegenleistung verschaffte er ihrer Arbeit gesellschaftliche Anerkennung und inthronisierte die Frau als Mutter und Putzfrau der Nation.¹⁴² Wissenschaftliche Mutterschaft galt als Allheilmittel für sämtliche sozialen Probleme. Sie versprach die „Besserung der Säufer“, die „Zähmung von Kriminellen“, die „Ausmerzungen von Selbstsucht“ und die „Geburt brüderlicher Liebe“.¹⁴³ Die gesellschaftliche Bedeutung der Mutterschaft war denn auch das wichtigste Machtpotential der bürgerlichen Frauen¹⁴⁴ – eine Macht, die sie mit der Zeit in soziale und politische Forderungen umzusetzen verstanden. Die Verwissenschaftlichung von Mutterschaft und Hausarbeit hatte eine doppelte Funktion: mit Hilfe der Wissenschaft sollte die weibliche Tätigkeit als „Kopf- und Seelenarbeit“¹⁴⁵ qualitativ verbessert und, entschlackt von irrationalen und bloß instinkthaften Momenten, gesellschaftlich effizienter gemacht werden. In einer Zeit, in der immer mehr Frauen der Familie zu entfliehen suchten, das Heim als Zufluchtsstätte und Zuchtanstalt aber an Bedeutung gewann, läßt sich die Beförderung der Frau zur wissenschaftlichen Mutter und Haushaltsexpertin zudem als eine breit angelegte Werbekampagne für Heim und Hausarbeit lesen: